

# „Vom Totenbrett zum Urnengrab“

Gut besuchter Vortrag von Maria Hafner – „Ein bisschen lachen, damit das Weinen nicht so weh tut“

Von Karin Kleinert

**Saaldorf.** An die 40 Zuhörer kamen zu Maria Hafners Vortrag „Vom Totenbrett zum Urnengrab. Saaldorf-Surheimer Begräbniskultur in Wort und Bild“, den sie im Rahmen der Kulturkreis-Reihe „Heimatkundliche Notizen“ im Saaldorfer Pfarrheim hielt. Ihr Vortrag zeichnete sich aus durch profundes Wissen und die nötige Portion Humor, die ein solches Thema erfordert.

Maria Hafner verwies mit der nur allzu gut bekannten Inschrift „Hier liegen meine Gebeine, ich wollt, es wären deine“ zu Beginn auf die Grabsteine mit den hintergründigen Sprüchen, in denen auch immer etwas Humor versteckt ist. Es sei ein Charakterzug der Bayern, den Humor im Leid zu bewahren, quasi ein bisschen zu lachen, damit das Weinen nicht so weh tut.

Bevor die vielen Bereiche der christlichen Beerdigungs- und Trauerkultur zur Sprache kamen, zeigte Maria Hafner Grabsteine aus der Römerzeit, darunter einen gut erhaltenen, der bis 1914 in der Saaldorfer Kirche eingemauert war und sich heute im Antikenkabinett in Wien befindet.

Saaldorf und Surheim hatten immer schon ihr eigenes Begräbnisrecht und einen eigenen Friedhof. Beim Neubau der Saaldorfer Kirche im Jahr 1914 mussten viele Gräber aus Platzmangel weichen. Die älteren Grabsteine waren sehr schmal, einige Gräber wurden von Kreuzen aus Eisenguss geziert. Dauerfamiliengräber waren nicht üblich. Die „Besseren“, so Hafner, also Adelige und Leute, die der Kirche Geld und Güter gestiftet hatten, wurden in der Kirche selbst bestattet. In Surheim zeugen die Grabsteine von zwei hohen Beamten des Salzburger Erzbischofs namens Gerstetter und Gerspöntner von dieser Situation.

Wenn die Ruhezeit auf dem Friedhof nach 15 Jahren vorbei war, wurden die Gebeine der Grabstelle entnommen. Die Totenköpfe wurden beschriftet, einige auch bemalt und im sogenannten Karner ausgestellt. Aus dem



**Die Totenbretter** waren früher der Ersatz für Särge. Nach der Beerdigung wurden sie zwischen Trauerhaus und Friedhof zur Erinnerung an den Verstorbenen aufgestellt. – Foto: privat

alten Saaldorfer Karner, der sich unter der Sakristei befand, konnten nach dem Kirchenneubau einige Gebeine und Schädel gerettet werden.

Weil Saaldorf und Surheim zur Pfarrei Salzburghofen gehörten, kümmerte sich der dortige Pfarrer um die Bestattungen. Auch in Moosen, Steinbrünning und Abtsdorf wurden bei Ausgrabungen um die Kirchen Reste von Friedhöfen gefunden. Vermutlich wurden diese aber nur, wie Hafner anmerkte, bei Epidemien genutzt, um wegen der Ansteckungsgefahr die Toten möglichst schnell zu beerdigen.

Die Zuhörer erfuhren auch, wie eine Beerdigung früher ablief, etwa dass die Verstorbenen schön hergerichtet und daheim aufgebahrt wurden mit der sogenannten Versch-Garnitur, also einem Standkreuz, zwei Kerzen, Weihwasser und einem gestickten

Deckchen. Seit 1949 gibt es in Surheim ein Leichenhaus, erst seit 1965 gibt es das in Saaldorf. Auch dort wurden die Toten anfangs offen aufgebahrt.

Für das Saaldorfer Leichenhaus wäre eine Sanierung an der Zeit, meint Maria Hafner, die sich vorstellen kann, das große schwarze Gestell dort zu entfernen, um Platz zu schaffen. Außerdem gab sie den Hinweis, dass das Dach so gestaltet sei, dass es eine Totenglocke aufnehmen könne.

Nach dem Sterbefall kamen die Nachbarn im Trauerhaus am Abend zum „Wachten“ zusammen, es wurden Rosenkränze gebetet und die Besucher mit Brot und Bier oder Wasser bewirtet. Am nächsten Tag gingen die Leichenansagerinnen von Haus zu Haus, um den Beerdigungstermin anzukündigen. Die letzten Einsagerinnen der Gemeinde waren die Kematinger Schneiderin Marian-

ne Haslinger und die Bäcker-Kathi aus Saaldorf. Früher musste die Beerdigung innerhalb von 48 Stunden erfolgen.

Am Begräbnistag ging der Pfarrer mit den Ministranten zum Trauerhaus und segnete den Toten aus. Erst dann wurde der Sarg verschlossen und der Verstorbene mit den Füßen voran aus dem Haus getragen, damit seine Seele später nicht zurückkehren könne, wie Maria Hafner erklärte. Familien, die sich keinen Sarg leisten konnten, bahrten den Verstorbenen, eingenäht in ein Leinentuch, auf einem Totenbrett auf. Damit wurde der Tote zum Friedhof getragen. Der Leichnam rutschte dann vom Brett ins Grab. Danach wurde das Brett mit dem Namen des Toten beschriftet und am Wegrand zwischen dem Trauerhaus und dem Friedhof zur Erinnerung aufgestellt. Inzwischen sieht man kaum noch Totenbretter, denn der Volksglaube besagt, dass die arme Seele erst dann vom Fegefeuer erlöst ist, wenn das Brett verfault ist. Also wurden die Bretter weder gepflegt noch gar erneuert. Die Androhung, jemand einmal ein eichenenes Totenbrett zu machen, so die Ortschronistin schmunzelnd, sei daher kein besonders frommer Wunsch gewesen.

Die Erinnerung an den Verstorbenen wurde auch mit den heute noch üblichen Sterbebildern gepflegt, die im 18. Jahrhundert aufgefunden sind und anfangs nur von Adel und Klerus verwendet wurden. In Saaldorf und Surheim seien die Sterbebilder erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts üblich geworden, merkte die Referentin an. Die ersten Bildchen mit Foto tauchten im Ersten Weltkrieg auf, wobei die Fotos extra eingeklebt wurden.

Auch über die Urnenbestattung wusste Maria Hafner einiges zu berichten, etwa, dass sie von der katholischen Kirche erst seit 1962 akzeptiert wird. Inzwischen sei diese Art der Bestattung allgemein anerkannt und werde auch zunehmend angenommen, da Angehörige oft weit weg wohnen und sich nicht regelmäßig um die Grabpflege kümmern können. Hafner verwies auf den historischen Friedhof in der

Ramsau, der unter Denkmalschutz steht. Aufgrund der kurzen und schmalen Gräber, für die die heutigen Särge zu lang sind, seien dort nurmehr Urnenbestattungen erlaubt.

Das neue Surheimer Urnenfeld begeisterte sie, so die Referentin. „Eine blühende Wiese ist viel schöner und natürlicher als eine Urnenwand.“ Außerdem werde, da die Urne ja zerfalle, die liturgische Formel „Staub zu Staub“ sehr wörtlich genommen. Vom Saaldorfer Urnenfeld sei sie dagegen nicht begeistert. Für sie wirke es etwas abgeschoben. Man könnte es nach Norden versetzen und sollte anstelle des Riesels ebenfalls viel Grün pflanzen. „Das würde die jetzige Steinwüste auf jeden Fall aufwerten.“ Hafner meinte weiter, dass dies doch eine gute Anregung für die zuständigen Gremien wäre. Überhaupt würde sie sich im Saaldorfer Friedhof, der schön gepflegt ist, mehr Rasen wünschen. Dann könnten auch Sargwagen, Rollstühle und Rollatoren leichter bewegt werden.

Auch zu den Grabsteinen hat Maria Hafner ihre eigene Meinung: Die älteren weißen, noch von einem Steinmetz mit der Hand bearbeiteten Natursteine seien viel schöner als die maschinell bearbeiteten Kunststeine. Einen besonderen Tipp gab sie diesbezüglich den Zuhörern auch noch mit auf den Weg: Vom Steinmetz habe sie erfahren, dass er die alten Steine günstig abgebe.

Zum Abschluss hatte die Referentin noch etwas Lustiges auf Lager, nämlich einige Fotos vom Museumsfriedhof in Kramsach in Tirol. Begraben ist dort freilich niemand, es geht allein um die mehr als hundert Grabkreuze aus der Sammlung des Steinmetzmeisters Hans Guggenberger mit skurrilen Grabinschriften: „Hier liegt in süßer Ruh / erdrückt von einer Kuh / Franz Xaver Maier / daraus sieht man, / wie kurios man sterben kann“ oder „Wer andern eine Grube gräbt, fällt endlich selbst hinein“. Mit viel Humor also entließ Maria Hafner die Besucher und bedankte sich noch einmal für den großen Zuspruch, der sie überrascht und über den sie sich sehr gefreut habe.